

Vorwort

«*L'Étudiant de Salamanque*», so lautet der Titel eines unterschätzten Tangos von José Ferrer. Ich hatte seine Melodie im Kopf, als ich im Herbst 1994 mit einer zweitklassigen Gitarre auf dem Rücken in der zentralspanischen Stadt Salamanca ankam. Die Vorlesungen ihrer ehrwürdigen Universität lockten mich nur zum Teil. Meine Leidenschaft galt anderen Dingen. Ich stieg in eine Rock'n'Roll-Band ein, die abends in der Vorstadt in der Garage des Schlagzeugers probte. Außerdem besuchte ich ausgiebig das Bürgerkriegsarchiv in der calle Gibraltar, unterhalb der alten Kathedrale. Schon damals faszinierte mich die Geschichte der Internationalen Brigaden. Auf der Suche nach deutschen Freiwilligen stieß ich eines Tages im Lesesaal im ersten Stock in einem Aktenbündel auf ein vergilbtes Dokument einer Krankenschwester: «*BETTY ROSENFELD, 23-3-1907, Stuttgart*». Ein starker Name, aus meiner Geburtsstadt, sogar ihr Geburtstag lag nur zwei Tage von meinem entfernt, ging mir naiv durch den Kopf. Links oben war ein winziges Passbild angeheftet. Ich lockerte die angerostete Klammer. Eine dunkelhaarige Frau schaute mir tief in die Augen. Sie hatte ihr Leben für die Freiheit riskiert. Wie war es ihr wohl ergangen? Ich prägte mir ihren Mut ein, ohne ihr Schicksal weiter zu verfolgen. Zu sehr war ich auf die Verehrung männlicher Helden fixiert, über die ich irgendwann meinem Doktorvater ein trockenes Buch für hartgesottene Leser vorlegte.

Im Spätsommer 2016 stolperte ich in Stuttgart buchstäblich über einen «Stolperstein», ein kleines Trottoir-Monument in Form eines goldenen Pflastersteins, verlegt für Opfer des Faschismus. Ich erinnerte mich sofort an Bettys Namen und war schockiert. Am Ende hatte man sie also ermordet. Erst jetzt wurde mir klar, wo sie gewohnt hatte. Ausgerechnet hier, dachte ich. Aus einem persönlichen Grund kenne ich die Ecke wie meine Westentasche. Zuhause suchte ich fieberhaft nach meinen alten Aufschrieben. Ich rief den Verantwortlichen der Stolperstein-Initiative von Stuttgart-West an. Machen Sie doch was daraus, ermunterte er mich am Telefon. Am selben Tag kaufte ich ein Zugticket nach Auschwitz. Vor dem Ort, über dem meine Landsleute tödliche Gaskartuschen ausgeschüttet hatten, legte ich Blumen für Betty nieder. Die Sache beschäftigte mich sehr. Auf der Rückfahrt mit «Polskibus»

beschloss ich, meine Nachforschungen zu intensivieren. Anvisiert wurde ein kleines Büchlein über das Schicksal der unbekanntenen jüdischen Krankenschwester. Im Vorlauf entstand ein Artikel, der 2017 an Bettys Geburtstag in der Stuttgarter Zeitung erschien. Die Quellengrundlage war noch wackelig. Manche Dinge musste ich später geradebiegen. Aus dem Büchlein wurde bald ein umfangreiches Buch.

Über Umwege erfuhr ich, dass in den USA noch zwei Nichten von Betty Rosenfeld leben. Beide antworteten mir. Es entwickelte sich ein reger E-Mail-Austausch, der uns allen unter die Haut ging. Aufgeregt folgte ich einer Einladung in die USA. Teri, die jüngere Nichte, holte mich mit ihrem Hund am Flughafen ab. In ihrem Haus in Berkeley wartete ein Berg alter Briefe und Bilder aus Stuttgart auf mich. Unter dem Licht einer Hängelampe stieß ich beim Wühlen auf Bettys Abschiedsbrief. Sie hatte ihn kurz vor ihrer Deportation mit zittriger Schrift an ihre Schwester Ilse geschrieben, die noch rechtzeitig vor den Nazis hatte nach Amerika fliehen können. Mein Herz klopfte so stark, dass ich die ganze Nacht wach lag. Am Morgen übersetzte ich den Brief für Teri ins Englische. Teri begann am Esstisch zu weinen. In San Diego empfing mich Teris Schwester Miriam. Ohne zu zögern vertraute sie mir für die Zeit meines Aufenthaltes den Schlüssel ihres Autos an. In ihrem Appartement ruht der zweite Teil des Nachlasses von Bettys Schwester. Miriam lud mich ein, mein Buchprojekt vor einer weltlich gesinnten Gruppe der jüdischen Gemeinde zu präsentieren. Am Tag vor meiner Abreise drehte Miriam den Spieß um und interviewte mich auf dem Balkon. Im Hintergrund rauschten die Wellen des Ozeans. Ihre Fragetechniken waren besser als meine. Kein Wunder, ich saß vor einer professionellen Hypnotherapeutin.

Zurück in Europa recherchierte ich wie besessen. Flächendeckend graste ich Archive ab in Deutschland, Frankreich und Spanien. Dank Helfern und Kurieren erhielt ich Einblick in Dokumente aus Israel und Russland. Von sämtlichen biographischen Etappen machte ich mir an Ort und Stelle ein genaues Bild. Manche Gebäude waren von der Bildfläche verschwunden, andere schienen unverändert. Ich setzte mich über scharfe Hunde und kritische Mienen müder Pflegerinnen hinweg, um an die letzten Zeitzeugen zu gelangen. Einer von ihnen lebt in Israel in der Nähe von Netanja in einem Altersheim. Ich sollte mich mit der Anreise beeilen, sagte er mir am Telefon in tadellosem Deutsch, er sei 102 Jahre alt. Wieder sprang ich in ein Reisebüro. Der Vater des aufgeweckten Zeitgenossen war ein Cousin von Betty gewesen. Weder in den USA noch in Israel war man über die Verwandtschaft in Übersee im Bilde. So ging die Spurensuche weiter. Ein Name, der in Bettys Briefen auftaucht, war mir lange ein Rätsel. Irgendwann ging

mir ein Licht auf. Betty hatte sich in Frankreich in einen ehemaligen Freiwilligen der Internationalen Brigaden verliebt, einen Kommunisten aus Leipzig. Sein Name war Sally Wittelson. Der Zufall wollte es, dass auch von ihm Nichten in den USA leben. Auch eine jüngere Verwandte in England war mir behilflich. Dass Onkel Sally im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft und in der Schoah sein Leben verloren hatte, war ihnen neu. Weder Bettys noch Sallys Nichten wussten von einer Liaison. Sie war mehr als eine Romanze. Betty und Sally schworen sich in Frankreich hinter Stacheldraht die Treue, ohne dass sich ihre Hände berühren konnten. Doch aus der gemeinsamen Zukunft wurde nichts. Ihre Reise ging in den Tod.

Ob ich schon bei Florian gewesen wäre, fragte mich eines Tages Teri. Wer war Florian? Sein Vater war ein Freund und Nachbar von Betty gewesen, sollte sich herausstellen. Der Sohn wohnt in Stuttgart noch in dem alten Haus, unmittelbar neben den «Stolpersteinen». Er erzählte mir Dinge, die sich vor langer Zeit in Stuttgart zugetragen hatten. Diese Dinge hatten es in sich. Ich hängte meinen Job an den Nagel, um mich ganz ihrer Erforschung widmen zu können. Ständig war ich auf Achse und tippte auf meinem Taschencomputer, im Bus, im Zug, in einer Pension, Tag und Nacht, bis ich am traurigen Ende der Geschichte angekommen war. Sie umfasst neben Bettys Schicksal das ihrer ganzen Familie. Die Erzählung basiert nicht nur auf wahren Begebenheiten, wie es so schön im Kino heißt, sondern hält sich auch strikt an unspektakuläre Fakten, die ich mühsam versucht habe zu rekonstruieren. Das Ergebnis ist als Annäherung zu betrachten. Auf manchen Ebenen tappe ich völlig im Dunkeln. Wie klang Bettys Stimme? Wer war ihre beste Freundin? Hatte sie eine Lieblingsfarbe? Meine Fragen kommen zu spät. Vor seiner Protagonistin und den Akteuren, die auf ihrer Seite standen, verneigt sich der Schreiber hochachtungsvoll. Ich habe versucht, mich in ihre Lage zu versetzen, ihren Gedankengängen zu folgen. Ich wollte verstehen, was es für sie damals bedeutete, Entscheidungen im Leben zu treffen. Meine Beschreibungen von Situationen und Personen gehen auf alte Photos und Briefe zurück, die ich bei meinen Recherchen gefunden habe. Über so manches Dokument habe ich mir in Archiven lange den Kopf zerbrochen. Wenn ich beim Zusammensetzen des Tatsachen-Puzzles nicht weiterwusste, folgte ich dem Gebot der Wahrscheinlichkeit, im Zweifelsfall meinem eigenen Instinkt: So könnte es gewesen sein.

Stuttgart, Juni 2021